
Berichte

New Normal of Work. Interdisziplinäre Perspektiven auf Normalisierungseffekte postfordistischer Lebensführung

20. Tagung der dgekw-Kommission „Arbeitskulturen“ am Institut für Kulturwissenschaft / Europäische Ethnologie der Ludwig-Maximilians-Universität München, 2.–4. November 2023

Die von Prof. Dr. Irene Götz und Petra Schmidt M.A. organisierte und geleitete Münchner Tagung befasste sich mit historischen wie gegenwärtigen Arbeitsformen und hinterfragte dabei die traditionellen Analysekonzepte (fordistische versus postfordistische Arbeit) angesichts der weithin beobachteten Normalisierung von entgrenzter, subjektiverter, prekärer und deinstitutionalisierter Arbeit. Als Ausgangspunkt diente die Hypothese eines „New Normal“, wonach die Merkmale postfordistischer Arbeit derart alltäglich geworden sind, dass sie sich im Arbeitsbewusstsein und -ethos, in Arbeitspraktiken und den (de-)regulierten Grundlagen vieler Branchen und Berufe tief verankert haben. Die Tagung stützte sich auf empirische Forschungsergebnisse aus interdisziplinären Perspektiven und warf die Frage auf, wie ein „postfordistisches“ Arbeitsparadigma in Bezug auf den Arbeitsbegriff beschrieben werden kann. 26 Referentinnen und Referenten aus kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen wie auch Praktiker:innen aus den Gewerkschaften besuchten die Tagung und präsentierten ihre verschiedenartigen Zugänge zum Themenfeld.

Irene Götz und *Petra Schmidt* (beide München) begrüßten die Gäste und gaben eine kurze Einführung in die Thematik. – Die Sektion 1, Teil 1 „Plattformkapitalismus, Plattformarbeit“ eröffneten *Sabine Pfeiffer* und *Dennis Eckhardt* (beide Erlangen/Nürnberg) mit ihrer Keynote. Sie präsentierten zwei empirische Blicke auf Arbeitskräfte in der Plattformökonomie, die sich bereitwillig für das Arbeiten auf Plattformen zurichten und darüber auch die Gesellschaft positiv verändern wollen, sowie auf die langjährige arbeitssoziologische Forschung zu Informalisierung und Digitalisierung von Arbeit, um aus diesen beiden Zugriffen neue und ungewohnte Sichtweisen auf das Verständnis des New Normal of Work zu gewinnen. Demnach gebe es jenseits der befremdenden Neuheit des „New Normal“ eine allseitige Normalität: die Normalität der Arbeit und der digitalen plattformkapitalistischen Moderne versus die sich ständig verändernde Normalität des Arbeitens und den Postfordismus als Normalität der Deregulierung von Arbeit. – Erste Ergebnisse seines Promotionsprojekts zu Fahrradbot:innen in Wien und in Würzburg stellte *Konstantin Mack* (Wien) vor. Gegenüber den bisherigen Forschungen mit der Zuschreibung prekärer Verhält-

nisse fehle eine tiefergehende ethnografische Betrachtung der Fahrradbot:innen, die er in seiner eigenen Forschung unternimmt und aufzeigen kann, dass das Feld weit heterogener ist als häufig dargestellt. Denn neben den Gefühlen von Ohnmacht und Fremdbestimmung sowie den stressigen Apps der Essenslieferant:innen gibt es auch die Zusteller:innen von Arzneiprodukten, Dokumenten oder Aktenordnern, die sich sehr stark mit ihrem Job identifizieren und diesen als Erfüllung ansehen. Zugleich seien viele dieser Kurierdienste im Lobbyverband „Radlogistikverband Deutschland e. V.“ organisiert, wo sich die Arbeitgeber:innen für die Rechte von Berufsfahrer:innen einsetzen. Zudem ist seit 2020 in Österreich ein Kollektivvertrag in Kraft, der auch die Partizipation der Kurier:innen anstrebt, selbst für ihre arbeitsrechtlichen Verbesserungen einzutreten. – Mit dem New Normal der Sorge-Arbeit und der Zeitarbeit befassten sich *Franziska Baum* (Hamburg) und *Isabelle Riedlinger* (München). Zu diesem Thema besteht bisher eine schmale Forschungsbasis aus subjektorientierter Sicht. Wie rechtfertigt sich also die prekäre Selbstständigkeit gegenüber besser abgesicherten Stellen im Pflegebereich? Die selbstständigen Arbeitsarrangements ermöglichen es, konventionelle Settings einer hohen Taktung und minutengenaue Vorgaben für Sorgeleistungen abzuwehren und eigene Ansprüche an gute sowie ganzheitliche Sorge zu realisieren, wenngleich die prekären Bedingungen der Erwerbsarbeit, unbezahlte Care-Arbeit, fehlende Autonomie und eine fehlende gesellschaftliche Anerkennung von Sorgebelangen die prägenden Normalitätsfolien bleiben. – Der erste Tagungstag endete nach einem abendlichen Empfang.

Der zweite Tagungstag begann mit Sektion 1, Teil 2 „Plattformkapitalismus, Plattformarbeit“. *Nils Niessen* (Nijmegen) untersuchte in seinem Beitrag den Wandel der Arbeit im Datenkolonialismus als einem neuen technofeudalen System, in dem profitgesteuerte Algorithmen alle Lebensbereiche durchdringen und die Datafizierung der Erfahrung zunehmend die Ausbeutung der Arbeitskraft als dominante Form der Wertproduktion ersetzt. Ihn interessierte dabei die Frage, was bei diesem Wandel mit der Arbeit geschieht. Seiner Meinung nach verschwimmen durch die Digitalisierung die zuvor abgegrenzten Lebensbereiche Arbeit und häusliche Sphäre, wodurch es schwer sei, Arbeitszeit von Nicht-Arbeitszeit zu unterscheiden. Zudem seien datengestützte Aktivitäten auf Online-Plattformen gleichzeitig Arbeit (weil sie für die Plattformunternehmen einen Wert schaffen) und Nicht-Arbeit (weil die Idee der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit fehlt). In diesem Technofeudalismus sei also die moderne kapitalistische Abgrenzung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit aufgehoben. – Dem Community-Austausch als Bewältigungsstrategie in digitalen Callcentern ging *Leonard Ecker* (Hamburg) nach. Die Plattformarbeitenden arbeiten auf selbstständiger Basis oft von Zuhause aus und sind dabei häufig individualisiert und atomisiert, da eine organisationale und kollegiale Einbettung in der Regel nicht vorhanden ist. Ecker hatte Plattformarbeitende eines digitalen Callcenters über vier bis sechs Wochen begleitet und ihre Nutzung plattforminter-

ner Community- und Austauschangebote sowie ihren Umgang mit arbeitsbezogenen Herausforderungen untersucht. Im Fokus stand dabei die Frage, welche digitalen Kommunikationspraktiken der Plattformarbeitenden im Rahmen ihres digitalen Arbeitsumfeldes erkennbar sind und wie der soziale Austausch in den Arbeitsalltag und in die Arbeitspraktiken integriert wird. – *Barbara Wittmann* (Bamberg) ging in ihrem Beitrag der Frage nach, ob die Übertragbarkeit aktueller Arbeitskultur-Modelle auf traditionelle Wirtschaftsformen im Handwerks- und Agrarbereich gegeben sei. Ihre empirischen Beispiele waren ein innerstädtischer Erwerbsgartenbau in Bamberg und die Alpwirtschaft in Bad Hindelang. Die Bamberger Gärtnereien beklagten in den letzten Jahren das sukzessive Verschwinden ihrer Betriebe aus dem Stadtbild. Der erwarteten Weiterführung durch die nächste Generation ständen allerdings neben infrastrukturellen Problemen zumeist das alltagskulturell positiv konnotierte Familienbetriebsmodell mit hoher Individualverantwortung, arbeitswirtschaftlicher Selbstausbeutung und psychischem Druck sowie die Ausbildung mit hierarchischen und harschen Führungsmethoden entgegen. Und da bei landwirtschaftlichen Betrieben die Trennung von Arbeit und Freizeit historisch kaum je stattfand, da sie nicht in industriepolitische Fordismus-Entwicklungen eingebunden waren und somit ein vorfordistisches Arbeitsethos perpetuieren, deutet Wittmann diese Prozesse als nicht stattgefundene Ent-Subjektivierung von Arbeit. Gerade Konflikte und die Nachfolgeprobleme würden freilich eine Neuaushandlung entsprechender Wertigkeiten verlangen.

Nach der Mittagspause folgte Sektion 3 „Normalisierte Formate? Remote Arbeiten und hybride (Heim-)Arbeit“. *Daniel Kunzelmann* (Basel) präsentierte erste Ergebnisse seiner empirischen Forschungen im Rahmen von Zeit- und Selbstmanagement-Workshops im universitären Kontext. Die in den Büros und im Homeoffice entstehenden digitalisierten Arbeitsrhythmen würden für neue Herausforderungen in Form von digitalem Stress sorgen und bereits existierende postfordistische Tendenzen wie die Entgrenzung von Lohnarbeit und Freizeit verschärfen. Eine entgrenzte und subjektivierte Arbeitspraxis galt dort als selbstverständlich, wenngleich der Zeitdruck, Stress und die Ökonomisierung der Aufmerksamkeit kritisiert wurden. Die technisch induzierten ‚nudge economics‘ werden von den Akteur:innen häufig als negativ gefühlte Verhaltensmanipulationen empfunden und dann sichtbar, wenn das mobile Homeoffice als Alltagslabor begriffen wird, bei dessen Nutzung Arbeitsrhythmen auch materiell getaktet, getestet und konstant überarbeitet werden. Zur Diskussion stand die Frage, ob im Rahmen kollaborativer Workshops kritisches Wissen entwickelt werden könne, das den neuen Herausforderungen und postfordistischen Tendenzen etwas Selbstermächtigendes entgegenzusetzen hat? – *Timo Leontaris* und *Frank Kleemann* (beide Duisburg-Essen) befassten sich mit der Frage, welche Veränderungen der Arbeitskommunikation und -kooperation mit der Verlagerung von Büroarbeit vom Betrieb ins Homeoffice einhergehen. Als empirische Basis

dienten 23 narrationsorientierte leitfadenbasierte Interviews zum Arbeiten im Homeoffice in der Coronapandemie mit Beschäftigten aus Wissenschaft und Verwaltung mit einer Bandbreite an Tätigkeiten von Sachbearbeitung bis zu Expert:innenarbeit und unterschiedlichen Spezialisierungsgraden. Generalisierbar zeigte sich, dass Beschäftigte in virtualisierten Arbeitskontexten verstärkt isoliert vor sich hin arbeiten und ein spontaner arbeitsbezogener Austausch, der in Kopräsenz beiläufig zustande kommt, kaum noch stattfindet. Es deutet sich damit ein tendenzieller Wandel der Zusammenarbeit von einer kooperativ-prozessorientierten zu einer individualisiert-ergebnisorientierten Praxis des Arbeitens an. – Mit der Wissensarbeit von Teams in hybriden Arbeitsumgebungen befassten sich *Christian Dehmel*, *Katja Ninnemann*, *Tobias Ringeisen* und *Jennifer Schneidt* (alle Berlin) aufgrund der Erkenntnisse aus einem interdisziplinären Forschungsprojekt an der Schnittstelle von Architektur, Psychologie und Sozialwissenschaften. Bei der empirischen Untersuchung der Austauschprozesse und Interaktionsmuster von hybrid arbeitenden Wissensteams ging es darum zu verstehen, wie fach- und methodenspezifisches Wissen aktiviert, angepasst und in Form von Produkten oder Dienstleistungen weitergegeben wird. In einem Modell fassten sie die Tätigkeiten der Teamprozesse auf drei Ebenen: auf der Ebene der Einzelarbeit finden sich Routinearbeiten, die Vertiefung von Faktenwissen und die Ermittlung von Lösungen, auf der (geplanten) Ebene der Teamarbeit stehen die Koordination der Aufgaben, ebenfalls die Vertiefung von Faktenwissen und die Lösung kollaborativer Probleme. Bei der Ebene des (spontanen) Teamaustauschs finden sich die Bedarfe an Kommunikation, an kollaborativer Lösung und an informellen Treffen. Bei diesen Teamprozessen spielen sozial-räumliche Parameter bei räumlichen Gestaltungspraktiken gemäß der Corporate Learning Architecture eine wichtige Rolle für die dynamischen Veränderungsprozesse hybrider Arbeitssettings. In ihrem Fazit bündelten sie als Ergebnis: Die Hybridität im Sinne des on/off-Arbeitens im Büro werde bleiben, für die Kommunikation in physischer Distanz sei eine digital vermittelte Kommunikation alleine nicht ausreichend, für den Wechsel zwischen allein und gemeinsam im Büro würden die Regeln gerade verhandelt, und in Co-Präsenz wie auch in ungeplanten Zeiten für alle drei Ebenen müsse es ‚geplante Spontanität‘ geben.

Auf die nachmittägliche Kaffeepause folgte Sektion 4 „Normalisierung von Prekarität?“. *Laura Bäumel* (Zürich) eröffnete die Sektion mit ihrer Untersuchung, wie Mütter in ihrer alltäglichen Lebenssituation ihre Produktions- und Reproduktions-sphäre aushandeln, wenn sie in Fabriken als Leiharbeiterinnen tätig sind. Diese Mütter absolvierten zumeist eine Lehre und bekamen später die Verantwortung in der Kindererziehung, wodurch sich ein Bruch in ihrer Erwerbsbiografie ergab. Da der Lohn in der Produktionsbranche höher als im erlernten Beruf ist, die Schichtarbeit klar abgegrenzt ist und die Möglichkeit besteht, in der Nachtschicht zu arbeiten, um sich tagsüber der Kinderbetreuung zu widmen, entschieden sie sich für eine

Erwerbstätigkeit als ungelernete Leiharbeiterinnen in diversen Fabriken. Damit gehen jedoch auch einige Nachteile einher. Die Anstellung als ungelernete Arbeitskraft ist üblicherweise nur über eine Zeitarbeits-/Leihfirma möglich, was eine geringere finanzielle und berufliche Sicherheit mit sich brachte. Zwar hätten die Unternehmen die Möglichkeit, Mütter als direkte Angestellte oder Vollzeitangestellte zu übernehmen, ihre Mutterschaft sei jedoch für die Unternehmen Anlass, eine direkte Anstellung zu verhindern. Diese Nachteile führen laut Bäumel zu einer Prekarisierung der Arbeit von Müttern, die so zu einer prekären Klasse würden. In der Diskussion wurde kritisch angemerkt, für den Begriff der „Prekarität“ wegen seiner inflationären und ubiquitären Verwendung einen alternativen Begriff zu wählen. – Mit den beiden Arbeitsregimen bei den Vereinten Nationen befasste sich *Linda Mülli* (Basel). Offiziellen Zahlen zufolge sind dort gut die Hälfte „staff positions“ und knapp die Hälfte „consultants“. Während die „staff positions“ längerfristige Anstellungsverhältnisse inklusive umfassender Sozialleistungen sind, handelt es sich bei den „consultants“ um Kurzzeitverträge, die meist unbezahlte Praktika-Stellen und projektbasiertes Arbeiten in der Beratung umfassen, welche insbesondere seit den 2000er-Jahren an Bedeutung gewonnen haben. Diese projektbasierten Anstellungsverhältnisse sind meist ohne Sozialleistungen, bezahlte Feiertage oder Elternzeit, dafür gibt es flexible Stellen, Organisationsstrukturen und Einsatzorte. Dem vorherrschenden Narrativ in der UNO zufolge lässt die Aussicht auf Stabilität und Privilegien der „staff positions“ die extreme Flexibilisierung sowie die organisatorische und geografische Entgrenztheit erst gerechtfertigt erscheinen. Diese Flexibilisierung wird in der UNO als Nadelöhr begriffen, in der gemäß der „Corporate Identity“ der eigene Wille, Gutes zu tun, unter Beweis gestellt werden könne. Es handelt sich dabei um ein „privilegiertes Prekariat“, so Mülli, das sich innerhalb der UNO immer weiter ausbreitet.

Nach einer weiteren nachmittäglichen Kaffeepause folgte die Sektion 5 „New Akademia?“. Mit den Veränderungen der akademischen Arbeitswelt in den letzten zwei Jahrzehnten setzte sich *Tanja Višić* (München) kritisch auseinander. Sie konstatiert neue „normale Muster“ ausbeuterischer Arbeitsbeziehungen in der Wissenschaft, die sich aus den Strukturen der Forschungsfinanzierung, leistungsbezogenen Hierarchien, Hypermobilität und Flexibilität ergeben. In ihrem Beitrag lieferte sie ethnografische Belege dafür, wie Akademiker:innen ihr wirtschaftliches Leben in seinen physischen, sozialen und affektiven Dimensionen organisieren und dabei die subjektiven und erfahrungsbezogenen Aspekte der Prekarität berücksichtigen. Andererseits versuchte sie, die gegenwärtigen Veränderungen der akademischen Arbeit in die historischen Kontinuitäten und Diskontinuitäten von der fordistischen über die postfordistische Ära bis zur neoliberalen Universität einzuordnen, um beispielsweise besser zu verstehen, wie die öffentlichen Bildungssysteme die Klassen-, ethnisch-rassifizierten und geschlechtsspezifischen Hierarchien und Antagonismen der fordistischen Ära bis heute widerspiegeln und reproduzieren. – Wie arbeitslose

Wissenschaftler:innen die Kontinuität ihrer Arbeitsprozesse sicherstellen, indem sie die Leistungen der Arbeitsagenturen in ihre Ressourcenbasis einbauen, behandelten *Susanne Wollin-Giering* und *Jochen Gläser* (beide Berlin) in ihrem Beitrag. Der Untersuchung liegen Interviews mit 22 Forschenden mehrerer Fachgebiete mit Arbeitslosigkeitserfahrungen sowie mit 13 Mitarbeiter:innen der Arbeitsagenturen verschiedener Standorte zugrunde. Sie konnten nachweisen, dass Phasen der Arbeitslosigkeit aktiv für die Fortsetzung der Karriere genutzt werden, wobei es vom Fach wie von der zeitlichen Positionierung der Arbeitslosigkeit relativ zu den Forschungsprozessen abhängt, welche Forschungshandlungen während der Arbeitslosigkeit fortgesetzt werden und wie lange dies möglich ist. Zudem sind Forschungsprozesse nur lose an die Organisationen gekoppelt, in denen sie durchgeführt werden. Dieser Prozess wird wesentlich durch die Deutungsmuster der Arbeitsagenturen mitbestimmt, in denen das „new normal“ (noch) keinen Platz habe. Der Einfluss der Arbeitsagenturen auf die strategische Nutzung von Arbeitslosigkeitsphasen hänge also von den Deutungsmustern der Mitarbeiter:innen bezüglich der Differenz von Normalarbeit und Forschungsarbeit ab. Für die Aktualität ihrer Untersuchung steht die Beobachtung, dass seit den 1980er-Jahren die neuen Formen immaterieller Dienstleistungs- und Informationsarbeit in der Privatwirtschaft nach Arbeitsweisen verlangen, wie sie im Wissenschaftsbereich von jeher anzutreffen waren. Solche projektförmige Kreativarbeit charakterisiere zunehmend auch die Arbeit in den creative industries. – Die Sektion 5 und den 3. November beschloss das „Studiolab Arbeit an Arbeit“, vertreten durch *Anne Dippel* (Jena, Braunschweig), *Lina Franken* (Vechta), *Isabella Kölz* (Würzburg), *Tasmin Taskale* (Freiburg) und *Oliver Wurzbacher* (Marl). Das Studiolab ist ein online-Treff, der von Mitgliedern der Arbeitskulturen-Kommission im April 2021 ins Leben gerufen wurde. Der Treff ist offen für alle, die fair und konstruktiv zu diskutieren bereit sind. Man trifft sich alle sechs Wochen an einem Freitag von 12 bis 14 Uhr, um alternierende Texte zu diskutieren, Methoden zu durchdenken, Themen fortzuentwickeln und an eigenen Texten zu arbeiten. Das Studiolab hat für seine Arbeit und sein Selbstverständnis 17 Thesen entwickelt.

Der 4. November startete mit Sektion 6 „Trends zwischen Widerstand und Anpassung“. Aus Gewerkschafts- und Betriebsrats-sicht setzten sich *Falko Blumenthal* (München) und *Sven Matthess* (Inzell) mit dem deutschen Betriebsverfassungsgesetz von 1972 unter dem Einfluss des „new normal of work“ auseinander. Sie beleuchteten zunächst die Vielzahl von Vorannahmen dieses Gesetzes, das von der Möglichkeit für die Beschäftigten ausgeht, sich gegenseitig über eine Präsenzveranstaltung zu informieren. Eine räumliche Versammlung aller Beschäftigten sei ohne weiteres möglich wie auch das Prozedere von Abstimmungen, Wahlurnen, Briefwahlen und Wähler:innenlisten. Doch diese Vorannahmen scheitern an der Organisation von Arbeit im New Normal. Bundesweit verstreute Servicetechniker:innen und projektförmig organisierte Arbeitsprozesse in der Entwicklung oder Kundenbe-

treuung kollidieren mit den symmetrischen Interaktionsformaten von Betriebsversammlungen. Der Aufwand steige, während die Durchsetzungsfähigkeit klassischer Mitbestimmungsinstrumente schwinde, weil sich die postfordistische, oft orts- und zeitflexible Arbeit zu stärker fluktuierenden Arbeitsverhältnissen entwickle. Internationalisierung, Digitalisierung und fortschreitende Verkürzung der Lebenszeit in den Betrieben kämen hinzu. Deshalb erhalten alternative Formate der Konfliktbereinigung und der Interessenrepräsentation in den Betrieben zunehmend Aufmerksamkeit. Hierzu wurden bzw. werden halbstrukturierte Interviews mit Mitgliedern von 2020 bis 2023 neu begründeten Betriebsräten und neu gewählten Mitgliedern von bestehenden Gremien hinsichtlich der zu begegnenden betriebspolitischen, rechtlich-administrativen und finanziell-logistischen Herausforderungen geführt. – *Serkan Topal* (Duisburg-Essen) befasst sich in seinem Beitrag mit der bisher noch weitgehend unerschlossenen Lebensform des Frugalismus und ihrem Verhältnis zur Arbeit. Frugalistische Individuen wollen gezielt durch Sparsamkeit und die damit einhergehende Bildung passiven Einkommens durch Kapitalerträge eine frühzeitige Unabhängigkeit von Erwerbsarbeit möglich machen. Sie stellen die eigenbestimmte Kontrolle und Verantwortung über die Ausgestaltung von Erwerbsarbeit in den Fokus. Damit einher geht ein ideelles und immaterielles Verständnis, das sich als Suche nach und Anspruch auf weitgehend uneingeschränkte persönliche Freiheit und Sinn-Erfüllung in der Erwerbsarbeit äußert. Auf der Grundlage von elf qualitativen Interviews mit Frugalist:innen ergaben sich konkrete Befunde: die augenscheinliche Subjektivierung von Arbeit, insofern als an Erwerbsarbeit Erwartungen und Ansprüche nach Sinnhaftigkeit und Selbsterfüllung herangetragen sowie subjektive Beurteilungsmuster zugrunde gelegt würden. Ziel sei die Schaffung selbstkontrollierter Freiräume gegenüber fremdproduzierten bzw. gesteuerten Zeitordnungen, wie sie etwa typischerweise in Erwerbsarbeit zu finden sind. In diesem „New Normal“ würden Frugalist:innen heftig am klassischen Verständnis von Erwerbsarbeit als Mittel zur Existenzsicherung rütteln. – Die Perspektiven bildungsbenachteiligter junger Menschen im Übergangsprozess zwischen Schule und Arbeitsleben untersuchte *Pia Buck* (Duisburg-Essen). Ihre Ausführungen basierten auf der Rekonstruktion von subjektiven Deutungsmustern über problemzentrierte Interviews. Die sich im Übergangssektor zu Ausbildung, Arbeit und Einkommen befindenden Jugendlichen hielten überwiegend weiterhin an der weiblichen und männlichen Normalbiografie und ihren immanenten (männlichen) Normalarbeitsverhältnissen und stereotypischen Rollenzuschreibungen als Garanten für das gute Leben fest. Allerdings weichen bereits ihre Lebensläufe von einer Normalbiografie ab und die Jugendlichen würden auch zukünftig wahrscheinlich mit atypischer Beschäftigung konfrontiert sein. Denn ihre Ausgangslagen weisen diskriminierungsgefährdete Herkünfte auf, gefolgt von geringen finanziellen und/oder psychosozialen Ressourcen, häufigen psychischen Auffälligkeiten, tradierten Tugenden und Normalitätsannahmen sowie Marginalisie-

rungerfahrungen. Systemstrukturell stünden ihnen jenseits der Diskriminierung von Frauen, sozialen und ethnischen Herkunftsn beruflieh steigende informelle und formelle Kompetenzanforderungen, die Subjektivierung und Flexibilisierung von Arbeit in einer komplexeren und dynamischeren Welt gegenüber. Bei Persistenz der gendertypischen Normalbiografie werde das subjektive Deutungsmuster vom Leitmotiv der sozialen Teilhabe und Sicherheit im privaten und beruflichen Leben dominiert, was den Beruf bzw. die Arbeit als Mittel zum Zweck einschätzt und der Gelderwerb und die Integrationsleistung Stabilität und Sicherheit gewährleisten sollen, wobei Einkommens- und Aufstiegsmöglichkeiten als weitgehend irrelevant bewertet würden. Kommt es aufgrund dieser Orientierungen zum Bruch sowie zur Einmündung in den Übergangssektor, so bilden sich zwei Typologien aus: Typ 1 empfinde beim Übergang das Gefühl eines graduellen Scheiterns, was ihn bzw. sie handlungstypologisch zu einer integrativen Renormalisierung veranlasst, aber kaum zu Krisen und Veränderungen der Deutungsmuster anregt und stattdessen intensive Bemühungen und ein Festhalten an der Normalbiografie hervorruft. Typ 2 empfinde das Gefühl des absoluten Scheiterns im Ausbildungs- bzw. Erwerbssystem, was ihn bzw. sie zur „integrativen Alternativnormalisierung“ führe. Das Scheitern werde absolut wahrgenommen, wenn keine finanzielle Autonomie erreicht worden sei. Das Gefühl von Ohnmacht und Resignation führe zu Krisen und Änderungen der Deutungsmuster. Die Umdeutung des normalbiografischen Lebenslaufs ermögliche es allerdings, das Scheitern als graduell und bewältigbar zu empfinden. Aus berufspädagogischer Perspektive bestehe also Handlungsbedarf, um den benachteiligten Jugendlichen Kompetenzen für einen geeigneten Umgang mit der postfordistischen Arbeitswelt und ihren Ambiguitäten sowie Ambivalenzen zu vermitteln und die Marginalisierung und Exklusion nicht weiter zu verschärfen.

Nach einer vormittäglichen Kaffeepause folgte der abschließende Vortrag von *Manfred Seifert* (Marburg). In jüngerer Zeit unterliege der Faktor Arbeit vor allem dem Globalisierungsdruck, einer hohen Innovationsdynamik und veränderten Managementstrategien, was die Arbeit gerade für junge Berufstätige, aber auch gesellschaftsweit zu einer zunehmend problematisch eingeschätzten Größe mache. Dem gegenüber stehe das New Normal als mittlerweile besonders unter jungen Arbeitnehmer:innen breit konventionalisiertes postfordistisches Arbeitsmodell zur Diskussion. In einem ersten Abschnitt stellte Seifert einige medial verbreitete und diskutierte Aspekte des New Normal vor: das Homeoffice, attraktive Benefits der Arbeitgeber, Workation, das Sabbatical, Quiet Quitting und die Viertagewoche. Im zweiten Abschnitt erfolgte ein Blickwechsel auf subjektive Einstellungen, Gefühle und Verhaltensweisen der jungen Bewerber:innen und Arbeitnehmer:innen. Dazu wurde zuerst die kindliche und jugendliche Lebenswelt analysiert. Charakteristisch sei der Wandel des Erziehungsverhältnisses zwischen Eltern und deren Kindern von der ERziehung zur BEziehung sowie das seit den 1990er-Jahren beobachtbare Ver-

schwinden von Arbeit in der kindlichen und jugendlichen Alltagserfahrung. Und schon Mitte der 2000er-Jahre konnte innerhalb der damals boomenden IT-Branche eine Distanzierung von konventionellen Geschäftspraktiken und das Arbeitsmuster des spielerischen Experimentierens sowie der vielfache Wunsch nach animatorischen Implikationen und die Unterordnung der Arbeit unter den Spaßfaktor beobachtet werden. Manche dieser Konstellationen ließen sich als Fortwirkung eines inhärenten Jugendmodells und eine gewisse Verweigerung erwachsener Verhaltensweisen interpretieren. Gemäß den aktuellen Erhebungen und Forschungen sind es vor allem zwei Generationen, die zum Symbol für den neuen Arbeitsmarkt geworden sind: die Generation Y und die Generation X. Hierzu präsentierte Seifert Stellungnahmen der Soziologen Klaus Hurrelmann und Hartmut Rosa, des Wirtschaftspsychologen Ingo Hamm und des Verhaltensökonomens Matthias Sutter, die einerseits auf die Arbeitsplatzwünsche und andererseits auf die geringe Belastbarkeit bei relativ hoher Anspruchshaltung verweisen, unter anderem weil junge Arbeitnehmer:innen sich selbstverständlicher in der digitalen Welt bewegen. Hinzu komme der durch den demografischen Wandel zunehmende Arbeitskräftemangel in fast allen Branchen, woraus deren arbeitsspezifische Forderungen resultierten. Als Fazit bleibe festzuhalten, dass das New Normal sich in der Arbeitswelt als hybrides (= Arbeit inklusive privater Interessen) Arbeitsmodell teilweise durchsetzen werde und damit die Heterogenität der Arbeitswelt erweitern wird. – Anschließend erfolgte die Abschlussdiskussion, in der unter anderem die Sektionsleitungen ihre Impulse vermittelten und über Zukunftsperspektiven der Kommission Arbeitskulturen diskutiert wurde. Manfred Seifert erklärte sich bereit, die nächste Tagung in Marburg auszurichten zum Themenfeld „Körperlichkeit und Materialität in der Arbeitswelt“, die am 19. und 20. Februar 2025 stattfinden wird. Irene Götz verabschiedete die Referierenden und Gäste und schloss die Tagung um 12:30 Uhr.

Manfred Seifert

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.12>

Die Welt von gestern deuten. Historische Anthropologie als Zugang zu einer komplexen Vergangenheit

Professur für Europäische Kulturanthropologie, Universität des Saarlandes, Saarbrücken, 20.–22. Juni 2024

Zu den Potenzialen der Historischen Anthropologie als Forschungsprogramm

Zu Ehren von Prof. Dr. Barbara Krug-Richter richtete der Lehrstuhl für Europäische Kulturanthropologie der Universität des Saarlandes Ende Juni 2024 in Saarbrücken ein Symposium aus. Das Symposium markierte die Berufung von Jun.-Prof. Dr. Simone Egger als Nachfolgerin von Barbara Krug-Richter, die weiterhin als Seniorprofessorin tätig ist. Aus dem Fach Historische Anthropologie/Europäische Ethnologie wurde in diesem Zuge Europäische Kulturanthropologie.

Die Europäische Kulturanthropologie untersucht kulturelle Prozesse und Praktiken nicht nur in ihrer räumlichen und sozialen Dimension, sondern auch ihre zeitlichen Bedingungen und Kontextualisierungen. Das Symposium sollte einen Überblick geben, welche historischen Fragestellungen derzeit in kulturwissenschaftlicher Bearbeitung sind und welche Erkenntnisse die Perspektivierung der Historischen Anthropologie generieren kann. Sein vielfältiges und interdisziplinäres Programm mit Beiträgen zu transnationalen Beziehungen und postkolonialen Diskursen; Medien und Unterhaltungsformen; Archiven und Quellen; Arbeiter:innen; Stadt und Urbanität sowie Geschlechterverhältnissen und sozialen Figuren lotete die Gegenstandsbereiche und Arbeitsweisen einer historisch-anthropologischen Perspektive der Gegenwart aus, die Menschen, Ereignisse, Dingwelten und ihre Beziehungen in den Blick nimmt, um gesellschaftliche Phänomene in der Gegenwart sichtbar, (be-)greifbar und analysierbar zu machen und ebenso Zukunftsfragen zu thematisieren.

Grundlage dafür stellen Diskursräume dar, in denen Vergangenes kontextualisiert, gedeutet und wohlmöglich dekonstruiert werden kann. Die Historische Anthropologie, deren Zugang der Historiker Richard van Dülmen an der Universität des Saarlandes maßgeblich weiterentwickelte, versteht sich als interdisziplinärer Denkansatz, Zugriff auf Wissen, Wirklichkeiten und spezifische Repräsentationsform ihres Geworden-Seins. Sie bleibt nicht auf der Makro-Ebene stehen und beleuchtet ausschließlich die ‚großen‘ Geschichten. Im Gegenteil, in Analogie zur kulturwissenschaftlichen Alltagsgeschichtsschreibung arbeitet sie die Handlungsspielräume und die Erfahrungen einzelner, oftmals weniger privilegierter Menschen und deren jeweilige Lebenswelten heraus. Krug-Richter verfolgte diese Perspektive in Forschung, Lehre und Fachvermittlung mit Schwerpunktsetzungen auf der Frühen Neuzeit bis in die unmittelbare Gegenwart über ein Jahrzehnt. Sie entwickelte bereits sehr früh kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Welt von gestern. Sie fragte u. a. danach, wie Menschen zusammenlebten und ihre Umwelten wahrnahmen, wie sie arbeiteten,

liebten und aßen, wie sie sich stritten und (Alltags-)Konflikte lösten. Die Analyse von Beziehungen, die Frage nach Dis/Kontinuitäten und das Sichtbarmachen von Brüchen in (linearen) Geschichtsschreibungen sind darüber hinaus im Kontext der Public History nach wie vor präsent und werden aktualisiert: Wer macht Geschichte(n)? Welche Akteur:innengruppen sind (nicht) sichtbar? Und welche Narrationen braucht es auch in Institutionen der Geschichtsbearbeitung und -vermittlung wie beispielsweise Archiven, Ausstellungen in Museen oder Sammlungskonzepten, um vielstimmig zu sein?

Das Programm des Symposiums machte deutlich, dass diese und weitere Fragen nicht an Aktualität eingebüßt haben. Nach wie vor ist es wichtig, die politischen, sozialen und ökonomischen Bedingungen (in) der Geschichte, welche die Gestaltungsspielräume und die Wahrnehmungsweisen historischer Akteur:innen beeinflussen, in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Arbeitens zu setzen.

Ausgangspunkte und Arbeitsweisen der Historischen Anthropologie

Die Kulturanthropologinnen *Simone Egger* und *Leonie Müller* (beide Saarbrücken) skizzierten in ihrer Einführung, die dem Grußwort der Dekanin Stefanie Haberzettl folgte, das gerade benannte Spannungsfeld. Die Rahmung bzw. der Ausgangspunkt des Symposiums stellen die Fragekomplexe dar, was eine Historische Anthropologie der Gegenwart leisten kann, welche Forschungsfelder mit ihrer Perspektive momentan bearbeitet werden und wie sie sich in gesellschaftliche Debatten einmischen kann, soll und muss. – Anschließend folgte ein wissenschaftsbiografischer Impuls der Kulturanthropologin *Brigitta Schmidt-Lauber* (Wien), der ihre spezifische Perspektive auf Geschichte(n) verdeutlichte, die stark durch ihr Studium der Volkskunde/Kulturanthropologie, Ethnologie sowie Wirtschafts- und Sozialgeschichte geprägt wurde und deren Ansätze sie in ihrem bisherigen Forschen, Lehren und Arbeiten produktiv verband. Darüber hinaus erörterte sie die Relevanz und die Aktualität, Synergien zwischen Historiker:innen und Kulturanthropolog:innen herzustellen, wie sie es in ihrer langjährigen Tätigkeit als Mitglied (Mitherausgeberin und managing editor) der Zeitschrift *Historische Anthropologie Kultur – Gesellschaft – Alltag* tut.

Im Panel „Archive und Quellen“ standen die Quellenkritik (Heuristik) und die Quelleninterpretation (Hermeneutik) im Vordergrund, also das Handwerkszeug historisch-anthropologisch Forschender. Über die Vorstellung exemplarischer Forschungsfelder wurden methodische und konzeptionelle Fragen diskutiert. Was überhaupt als erinnerungswürdige und zu untersuchende Quelle gilt, ist das Ergebnis von Bewertungsprozessen und Konjunkturen, die wiederum selbst an gesellschaftliche Entwicklungen gekoppelt sind. Kurz: Geschichte wird gemacht und folgt gewissen Politiken. Wissensinstitutionen wie Archive sind nicht nur in der Gegenwart, sondern auch historisch betrachtet Orte der Macht. Insbesondere im 19. Jahrhundert

wurden Archive für das Studium historischer Quellen wie Akten oder Urkunden politisch eingefordert. – Eine materiale Wissensgeschichte, so der Historiker *Philipp Müller* (Bochum), könne hier ansetzen und die Zirkulation, das Verfügbarmachen von Ressourcen sowie die Praktiken, Medien und Begriffe der Mobilisierung und Repräsentation historischen Wissens erörtern. Neben den ‚klassischen‘ Institutionen von Geschichte wie Archiven bedarf es der Integration von Ansätzen erzählter Geschichte (Oral History) in der Analyse und Vermittlung von Vergangenen, die Erkenntnisse über das Erfahren und Erinnern sowie die Wechselwirkungen zwischen lokaler Geschichtsschreibung, Identitätsstiftung und gesellschaftlichen Selbstverständnissen liefern kann. – Nicht selten werden generationsübergreifende Verdrängungsgeschichten und Projektionen sichtbar, wie es zum Beispiel die Künstlerin *Christiane Huber* (München) anhand eines Mordfalls im ländlichen Raum Bayerns im Nationalsozialismus aufzeigte, bei dem ein polnischer Zwangsarbeiter gewaltvoll zu Tode kam. Huber wies drauf hin, wie künstlerisch-partizipative Formate des Geschichtemachens wissenschaftliche Methoden nutzen und erweitern können und was für Grenzen es gibt, Geschichte(n) im ländlichen Raum sichtbar zu machen, aufzubereiten und zu vermitteln. Dass die historisch-anthropologische Perspektive an konkreten Lebenswirklichkeiten interessiert ist und biografischen Spuren folgt, die teilweise sehr gewaltvolle Geschichten erzählen, zeigten nicht nur Müller und Huber. – Anhand des Nachlasses des Journalisten Eric A. Peschler (1922–2005) aus dem Kalten Krieg zeichnete die Historikerin *Nicole Götzelmann* (München) die Potenziale der Analyse einer Subjektwerdung im Kalten Krieg nach, in denen u. a. Ego-Dokumente zum Verstehen von Selbstverständnissen herangezogen wurden.

Themenfeld I: ländliche und urbane Räume als Orte der/von Geschichte(n)

Geschichte erstreckt sich räumlich. Auch wenn sich der Blick ebenso auf ländliche Räume lohnt, standen urbane Räume und Vorstellungen von Urbanität und demzufolge auch Lebensstile von Modernität im Fokus des Panels „Stadt und Urbanität“. Für eine Mikroperspektive auf Geschichte(n) in urbanen Räumen können emotions- und sinnesgeschichtliche Ansätze fruchtbar gemacht werden, wie es der Historiker *Philip Hahn* (Saarbrücken) am Beispiel eines Stadtfestes im 19. Jahrhundert darstellte. Ausgangspunkt stellt ein Festumzug vom Juni 1877 in Ulm dar, der im Rahmen des 500-jährigen Jubiläums der Grundsteinlegung des Münsters gefeiert wurde und bei dem Anwohnende sich als Stände- und Berufsgruppen des 14.–18. Jahrhunderts verkleideten. – Neben überlieferten Bildquellen wie Karikaturen können für die kulturhistorische Analyse urbaner Räume auch Gäst:innenlisten, (Auto)-Biografien, Briefe, Tagebücher, Zeitschriftenbeiträge und Reiseliteratur herangezogen werden. Exemplarisch tat dies die Kulturwissenschaftlerin *Anna Hoppe* (Trier), die sowohl quantitative als auch qualitative Auswertungstechniken und Analysen miteinander verband. So konnte sie aufzeigen, wie der Erholungs- und Kurort Baden-Baden sich

durch paradiesische Vorstellungen von Luxus, Schönheit, Konsum und Intellekt ausdrückte, bei denen jedoch vielfältige Lebenswelten aufeinanderprallten und historische Akteur:innen durch ihre Ressourcen und den sozialen Status unterschiedliche Positionierungen innehatten. – Das gegenwärtige Vergnügungs- und Rotlichtviertel in Frankfurt am Main stand im Mittelpunkt von *Leonie Müller* (Saarbrücken). Orientiert an Perspektiven der US-amerikanischen Stadtanthropologie zeichnete sie die Entwicklungs- und Konfliktlinien des Viertels und seiner Akteur:innen nach. Zudem befasste sie sich damit, welche Analyseperspektiven „marginal (wo)men“ und „underdogs“ hier zum Verstehen einnehmen können, also welche Figurationsprozesse Transformationen des Vergnügungsviertels bedingten, vorantrieben oder hervorbrachten. – Dass Zeitlichkeiten in Räumen niemals linear verlaufen, sondern Prozesse und Praktiken der Raumproduktion und -konstruktion eher durch (Un-)Gleichzeitigkeiten geprägt sind, stellte der Kulturwissenschaftler *Alexander Schwinghammer* (Weimar) heraus. Anhand des Phänomens der Automatenrestaurants in deutschen Großstädten zeichnete er Zukunftsimaginationen, Inszenierungsstrategien durch Technologieentwicklung sowie ein verändertes alltägliches Essverhalten nach.

Themenfeld II: Geschlecht – Ethnizität – Klasse. Differenzen als Strukturkategorien der/von Geschichte(n)

Neben Emotionen, Raumkonstruktionen und Dingwelten scheinen Differenzkategorien wie beispielsweise Geschlecht, Ethnizität oder Klasse die Positionierungen historischer Akteur:innen zu prägen. Gleichzeitig dienen sie als ordnende Orientierungspunkte. Aspekte von Klassenkonflikten und ungleicher Ressourcenverteilung wurden im Panel „Arbeiter:innen“ aufgegriffen. Am Beispiel der Region Tirol – der Arbeiter:innenbewegung, des Chorwesens und der Gedenkkultur für die Opfer des nationalsozialistischen Regimes – zeigte die Historikerin *Andrea Sommerauer* (Innsbruck), welche Rekonstruktionsarbeit notwendig ist, um biografische Fragmente zum Sprechen zu bringen. Gleichzeitig, so betonte Sommerauer, ist in der Quellenarbeit eine Reflexion darüber notwendig, wo die Grenzen des Sagbaren und Darstellbaren liegen, wenn man sich historischen Quellen mit einem verstehenden Zugang annähert. Reibungen, Widerstände und Spannungen sind für das historisch-anthropologische Forschen und Arbeiten erkenntnisreich, da ihre Kontexte – politische und gesellschaftliche Welt- und Menschenbilder sowie die Akteur:innenkonstellationen – Auskunft geben können über Selbstverständliches, Normiertes, Umkämpftes und Herausgefordertes. – Der Kulturanthropologe *Mate Eichen-seher* (Stuttgart) zeigte vor diesem Hintergrund zum einen auf, welche Erkenntnispotenziale Zeitungsartikel als spezifische Wissensmedien und komplexe Text-Bild-Kompositionen für die historisch-kulturwissenschaftliche Analyse haben. Zum anderen erläuterte er konzeptionell, welche Wirkmacht Zeitungen und Zeitungsartikel als spezifische kulturelle Praxis entwickeln können. In dem von ihm bearbeiteten

Forschungsfeld werden sie demnach zu Akteur:innen in den Pécs-Diskursen um die multiethnische Bergarbeiterschaft und ihrem Streik für bessere Arbeitsbedingungen und Entlohnungsformen im Jahre 1893. – Vorgestellt wurden nicht nur Klassendimensionen in historischen Wirklichkeiten. Bedeutsam sind Kategorisierungen wie Geschlecht und ihre performativen Elemente. Der analytische Blick auf soziale Figuren als kulturelle Repräsentationsformen erlaubt es, eine spezifische Analyseperspektive auf Knotenpunkte und Verdichtungen des Sozialen einzunehmen, zum anderen dadurch eine Distanz zu schaffen, die Komplexität reduziert und damit greifbar macht. Mit Oral-History-Ansätzen und über lebensgeschichtliche Erzählungen spürte die Kulturanthropologin *Alexandra Regiert* (Regensburg) dem Wandel von Paarbeziehungen und Ehealltagen in Deutschland (1945–1999) nach. Die teilweise sehr intimen Erzählungen offenbaren vergeschlechtlichte Bilder von Arbeit (Erwerbs-/Lohnarbeit, Care- oder Beziehungsarbeit), das Navigieren durch private und öffentliche Räume wie dem eigenen Wohnraum oder Gastronomien, gleichzeitig aber auch die Brüche in der (gemeinsamen) Vorstellung von Familie oder Liebe. – Wie deutschsprachige Schwangerschaftsratgeberliteratur der 1960er-Jahre als eine Projektionsfläche und ein Aushandlungsort von Geschlechter- und Körpervorstellungen gelesen werden kann, zeigte die Historikerin *Sarah May* (Saarbrücken). Die Ratgeberliteratur stellt die spezifische Zielgruppe (potenzieller) Eltern als populärkulturell aufbereitetes Text-Bild-Format dar, in dem sich soziale, politische und wirtschaftliche Entwicklungen der Nachkriegszeit manifestieren. May arbeitete heraus, wie es primär vergeschlechtlichte Narrative von Weiblichkeit und Mutterschaft sind, die die Konzeptionen eines ‚guten‘ Elternteils bedingen, und wie auch staatliche Institutionen versuchen, Empfehlungen auszusprechen und Rollenbilder zu adressieren. – Der Kulturanthropologe *Manuel Bolz* (Göttingen) stellte anhand historischer Quellen wie Zeitungsartikeln, Fotografien und populärkulturellen Repräsentationsformen dar, wie sich männliche Zuhälter – auch Luden genannt – im Vergnügungsviertel Hamburg St. Pauli in den 1970er- und 1980er-Jahren als Heldenfiguren inszenierten. Es existieren jedoch auch Narrative, die diese Männergruppen als Krisenfiguren deuten. Mit dem Blick auf die Aushandlungen von Vergnügen, (Un-)Sicherheit, Macht und Geschlecht (Männlichkeitsperformanzen) lässt sich das urbane Phänomen als homo-soziales Netzwerk deuten, das bis in die Erinnerungskultur der Gegenwart nachwirkt.

Themenfeld III: politische Verflechtungsgeschichten und mediale Vermittlungsformen

Das Ziel historisch-anthropologischer Forschung, sozialen Netzwerken, Akteur:innen und Dingwelten nachzuspüren, die ebenso gegenwärtige Lebenswelten, Erfahrungen und Wahrnehmungen prägen, verfolgte das Panel „transnationale Beziehungen und postkoloniale Diskurse“. Die historische Kontextualisierung zeigt, wie Ungleichheiten, Gewaltformen und Widerstände nicht ausschließlich For-

schungsgegenstände der Gegenwart sind, sondern sich auch historisch herausarbeiten lassen. Zeitkonzepte prägen nicht nur die Vergangenheitsbewältigung, sondern auch Zukunftsbilder. Am Beispiel der Denkfigur der Fortschrittsidee zeichnet die Kulturwissenschaftlerin *Xenia Müller* (Berlin) nach, wie präsent (post-)koloniale Vorstellungen von Zeitlichkeiten, Geschichtsschreibungen und Entwicklungen in der Gegenwart sind. So rückt sie das Wie der Geschichtsdeutung und -konstruktion in den Mittelpunkt des Verstehenwollens bestehender Machtverhältnisse, die sich längst in Strukturen und Systemen manifestieren.

Gleichzeitig verfolgt die Historische Anthropologie wissens- bzw. wissenschaftsgeschichtliche Ansätze, wie sie die Sozialanthropologin *Lisa Gottschall* (Wien) vorstellte. Ihre Arbeitsweisen können dabei helfen, Personen, Politiken und Praktiken, wie sie beispielsweise im Kontext sogenannter Kolonialsoldaten der französischen und britischen Armeen in der deutschen Kriegsgefangenschaft während des Zweiten Weltkrieges vorkommen, nachzuzeichnen und einzuordnen. So wird deutlich, welche ethnizierenden und rassifizierenden Vorstellungen von Menschen verwissenschaftlicht wurden, sich institutionalisierten und Teil der Gewaltstrukturen in Lagern der Wehrmacht wurden. – Es sind jedoch nicht nur Menschen, die objektifiziert, bewertet und klassifiziert wurden, sondern auch Umwelten. Mit dem theoretischen und methodischen Zugriff der historischen Diskursanalyse arbeiteten die Sozialanthropologinnen *Anne-Katrin Broocks* und *Claudia Pinzon Cuellar* (beide Berlin) heraus, welche bis in die Gegenwart machtvollen kolonialen Natur- und Weltwissensordnungen über den Amazonas-Regenwald produziert wurden und welche Rolle hier Mangroven-Kulturen in Ecuador einnahmen. – In den Geschichtserzählungen der heutigen Staaten Österreich, Slowenien und Italien, insbesondere der Alpen-Adria-Region, dominieren Nationalisierungsprozesse, die durch eine historisierende Perspektive und Kontextualisierung aufgebrochen werden können. – Geleitet wird dieser Blick, so die Kulturanthropologin *Ute Holfelder* (Klagenfurt), nicht (mehr) von Differenzkonstruktionen und der Segregation entlang nationaler und ethnischer Kategorien, sondern von der Suche nach dem Gemeinsamen sowie ökonomischen und sozialen Verflechtungen über die heutigen Staatsgrenzen hinweg. Um diesem Dazwischen nachzuspüren, bieten sich historische Reisebeschreibungen an, in denen Lebenswelten, Wahrnehmungen und Selbstverständlichkeiten beschrieben werden. – Objektifizierte Erfahrungen, Sozialbeziehungen und mobile Ding-Welten (z. B. Seife und Modemagazine) standen auch im Fokus des Beitrages der Kulturanthropologin *Simone Egger* (Saarbrücken), die ausgehend von Einzelbiografien Anfang des 20. Jahrhunderts transnationale Liebes- und Familienbeziehungen erörterte. Der Zugriff auf Geschichte mit der Perspektive von historischen Assemblagen zwischen Menschen, Dingen, Biografien, geografischen Räumen und Gefühlsweiten erlaubt es, der Komplexität historischer Lebenswelten, menschlichen Interaktions- und Kommunikationsformen im Alltag sowie Mobilitätsformen gerecht zu werden.

Historisches Wissen ist nur vermittelt zugänglich. Neben mündlichen Erzählungen, Gerichtsakten und Verwaltungsdokumenten sind es auch Medien der Populärkultur und Unterhaltung, die Themenfelder des Alltags verhandeln und tradieren. Ende des 19. Jahrhunderts wuchs das Interesse an Mode und ihrer Medien. *Der Konfektionär* gründete sich zu jener Zeit und dokumentierte über 50 Jahre lang die Entwicklung der deutschen Modeindustrie. Die Fachzeitschrift war das Ergebnis eines gestiegenen Interesses an Kauf- und Warenhäusern. Sie vermittelte als Wissensspeicher und -medium über Knotenpunkte des Systems ‚Mode‘ – beispielsweise Rechts- und Steuerfragen, Rohstoffe, Kleidermodelle und Trends, Neueröffnungen oder Jubiläen. Eine Analyse der Wissenskompositionen, Hintergründe bzw. Entstehungsgeschichten und Funktionen, so die Kulturwissenschaftlerin *Marie Helbing* (Bocholtz), kann einen Beitrag zur historischen Zeitschriftenforschung an der Schnittstelle einer Mode-, Konsum- und Frauengeschichte leisten. – Vermittlungspraktiken in und mit digitalen Medien erfahren in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften eine gestiegene Popularität, wie *Roman Smirnov* (Bochum) aufzeigte. Zu den neuen Medien einer audio-visuellen Erinnerungskultur zählen vergangenheitsbezogene immersive VR-Anwendungen. Ausschlaggebend ist hier das Reenactment, die Arbeit mit Authentifizierungsstrategien z. B. über historische Schauplätze, Ereignisse und Personen – sowohl Persönlichkeiten der Geschichte als auch Alltagsakteur:innen sowie mit der Erzeugung spezifischer Emotionen. – Am Beispiel der historischen Biografie eines populären Redakteurs, Moderators und Abteilungsleiters des Ressorts ‚Heimat‘ und seiner Medienformate zeichnete *Sabine Eggmann* (Zürich) die volksculturelle Bildpraxis im Schweizer Fernsehen zwischen den 1960er- und 1980er-Jahren nach. Ihre historisch-kulturwissenschaftliche Perspektive fragte nach den Bedingungen und Effekten einer Bewegtbild-Ton-Komposition, die zum einen das Leitmedium der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, das Fernsehen, nutzte, um Vorstellungen der Schweiz, ihrer Bewohner:innen und ihrer Geschichte zu entwerfen. Zum anderen zeigte Eggmann, wie beispielsweise über Volksmusik (strategische) Blickregime geschaffen wurden, die zu einer nationalen Identitätsressource wurden. – Welche Rolle Vorstellungen von Heimat und Nation um 1900 einnehmen konnten, zeigte *Antje Reppe* (Dresden) am Beispiel von sogenannten Heimatfesten im Kontext der Heimatbewegung um 1900. Der Festtypus stellte ein Medienereignis dar, schuf Zugehörigkeitsgefühle und konstruierte eine (imaginierte) Gemeinschaft, indem die Orte und Menschen in Liedern besungen, in Gedichten rezitiert, in Bildern inszeniert, in Festansprachen zelebriert, bei Kommerschen kommentiert und (meist) nationalistisch aufgeladen wurden. So wurden je nach räumlichem und sozialem Kontext spezifische Heimat-Entwürfe produziert, die als kollektives Identifikationsangebot wirksam wurden.

Wie Weiter? Zur Gegenwart und Zukunft der Historischen Anthropologie

In welchem Maße Geschichte menschengemacht ist und unsere Alltagswelten prägt – so auch konkret die Saarbrücker Stadtlandschaft – verdeutlichte *Barbara Krug-Richter* (Saarbrücken) in ihrer Keynote. Sie zeigte am Beispiel der Saarbrücker Stadtautobahn und seiner Entstehungsgeschichte historische Konfliktlinien um Urbanität, Modernität und Mobilität auf, die eng mit Vorstellungen eines ‚schönen‘ Wohnens und eines ‚guten‘ Lebens zusammenhängen. Nicht nur historisch betrachtet, sondern auch in der Gegenwart ist die Stadtautobahn Schauplatz von Deutungskämpfen um Neugestaltungen und Nachhaltigkeit, Stadtgrün und (Un-)Sicherheit sowie dem wirkmächtigen Paradigma einer autofreien Stadt. Der historische-anthropologische Zugang erfolgte über Erfahrungen, Wahrnehmungen und Deutungen von Anwohnenden, nicht ausschließlich über statistische Daten oder Zahlenmengen, die Menschen und ihre konkreten Handlungs- und Wirkungskontexte meist ausblenden oder eher abstrakt thematisieren. – Und auch das Tagungsfazit von *Michaela Fenske* (Würzburg) sowie die abschließende Diskussionsrunde mit *Simone Egger* (Saarbrücken), *Sabine Eggmann* (Zürich), *Philip Hahn* (Saarbrücken), *Christiane Huber* (München), *Jens Wietschorke* (München) verdeutlichten abermals die Forschungsfelder und Aufgabenbereiche der Historischen Anthropologie, die Notwendigkeit einer transdisziplinären Auseinandersetzung sowie die Gestaltungsmacht, das heißt: das Wissen sichtbar und zitierbar zu machen, aber auch in Gesellschaften hineinzuwirken. Fenske forderte die historisch-anthropologisch Forschenden dazu auf, sich verstärkt in gesellschaftspolitische Debatten einzumischen und die Perspektive auf Alltagsgeschichte in Diskurse einzubringen.

Manuel Bolz

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.13>

18. Doktorand:innentagung der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft

Universität Vechta, 5./6. Juli 2024¹

Als Empirische Kulturwissenschaftler:innen finden wir uns immer öfter in Arbeitskontexten wieder, die eine kooperative Zusammenarbeit mit Kolleg:innen aus den verschiedensten fachlichen Hintergründen erfordern. Unsere Forschungslandschaft wird interdisziplinärer. Komplexe Fragestellungen gilt es mit den vereinten Kompetenzen unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen zu bearbeiten. Interdisziplinarität gehört daher für viele Promovierende der Empirischen Kulturwissenschaft bereits zu ihrem Forschungsalltag. In der durch Drittmittelprojekte geprägten Forschungs- und Promotionslandschaft wird das interdisziplinäre Zusammenarbeiten noch einmal anders wichtig, da es in Projekten vorgegeben ist und konkrete gemeinsame Ergebnisse erwartet werden. Nicht immer ist das einfach, oft sind langwierige Verständigungsprozesse notwendig, die zu Lasten der eigenen Forschungszeit gehen können. Durch das BA- und MA-System werden außerdem die Studienabsolvent:innen zunehmend interdisziplinär, nicht wenige haben neben einem Studienabschluss in der EKW/EE/KA auch einen Abschluss in einem weiteren Studienfach. Dieser Umstand findet sich auch in Titel und Programm der 18. Doktorand:innentagung der *Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft* wieder: ‚Alles interdisziplinär? Empirisch-kulturwissenschaftliches Arbeiten zwischen Offenheit und Selbstverortung‘. Eine grundlegende Vielseitigkeit scheint unserem Fach bereits immanent; unser Themenspektrum ist breit und grenzt nicht selten an Bereiche, die für den außenstehenden Blick zunächst nicht ‚klassisch kulturwissenschaftlich‘ erscheinen mögen. Dies bedingt wiederum unseren Methodenpool, der zuweilen eine starke Nähe zu verwandten Wissenschaftsdisziplinen aufweist.

Die Ausrichtung der 18. Doktorand:innentagung an der Universität Vechta als neuerem Fachstandort wurde im letzten Jahr im Rahmen der 17. Doktorand:innentagung in Marburg entschieden. Gastgeber ist auch das seit 2018 bestehende Kulturanthropologische An-Institut Oldenburger Münsterland. Sowohl *Prof. Dr. Lina Franken* für den Fachbereich Kulturwissenschaften als auch *Prof. Dr. Christine Aka* für das Kulturanthropologische Institut des Oldenburger Münsterlandes waren

1 Überlegungen und ausgewählte Formulierungen des vorliegenden Berichts sind Teil weiterer Berichte zur 18. DGEKW-Doktorand:innentagung. Siehe dazu: Brammsen, Laura: Tagungsbericht zu: Alles interdisziplinär? Empirisch-kulturwissenschaftliches Arbeiten zwischen Offenheit und Selbstverortung. 18. Doktorand:innentagung der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Vechta, 5.–6. Juli 2024. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 56 (2024 [im Erscheinen]). Dittgen, Nicolas: Tagungsbericht 18. Doktorand:innentagung der DGEKW. In: kulturen. Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Hrsg. von der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e. V., Göttingen 2024. S. 88–90.

zur Begrüßung der Doktorand:innen zu Beginn der Tagung vor Ort. Eine Begrüßung fand zudem durch die Organisator:innen statt, die den Tagungsablauf vorstellten.

Den ersten Block am Freitag begann *Tobias Becker* (Hamburg) mit seinem Vortrag, in dem er die Begriffszusammenhänge von Interesse und Interdisziplinarität erkundete und sich dabei verschiedenen historischen Bedeutungsschichten annäherte. Becker führte die verschiedenen Dimensionen beispielhaft aus, die in der Zusammenführung der Begriffe Interdisziplinarität und Interesse von der Pluralisierung der Bedeutungszusammenhänge über die Aufwertung und Emotionalisierung des Interesses bis zur Individualisierung und Reflexivierung zum Vorschein kommen. Interesse und Interdisziplinarität benannte er dabei als ‚Platzhalterbegriffe‘ und gab abschließend mit Rolf Lindner zu Bedenken, dass das Leben sich disziplinärer Grenzen verweigere. – Darauf folgte *Laura Brammsen* (Kiel), die sich in ihrem Vortrag mit dem Zusammenwirken unterschiedlicher Wissenssphären in Prozessen der Schadenregulierung befasste. Nachdem sie auf die Konstellationen sowie institutionelle und rechtliche Rahmenbedingungen im Bereich der Individualversicherung eingegangen war, machte sie anschaulich, inwiefern die Expertise in Bezug auf die Herstellung von Risiken und die Entstehung eines Versicherungskonzeptes an spezifische Berufsgruppen und Disziplinen gebunden ist, und warf Fragen nach der Beschaffenheit und Qualität von Expertise in der Versicherungspraxis an einem ausgewählten Beispiel auf. – Ausgehend von ihrer Promotionsforschung, in der sich *Leonie Müller* (Saarbrücken) mit der Herstellung von Räumen in der Frankfurter City befasst, skizzierte sie im dritten Vortrag des Tages das Frankfurter Bahnhofsviertel als multiperspektivisch zu erfassenden Untersuchungsgegenstand. Sie selbst folgte Rolf Lindners Verständnis der Stadt als einem „von Geschichte durchtränkten, kulturell kodierten Raum“, betonte aber, dass die Stadt als Forschungsgegenstand schon interdisziplinär sei. Die Interdisziplinarität spiegele sich allerdings auch auf Ebene der Akteur:innen.

Am Freitagnachmittag eröffnete *Nicolas Dittgen* (Vechta/Bremerhaven) den zweiten Vortragsblock mit dem Vortrag ‚Mittendrin statt nur dabei: Empirische Kulturwissenschaftler:innen in Co-Designprozessen im Museum‘, der in Zusammenarbeit mit *Pia Schramm* (Berlin) entstand, die nicht anwesend sein konnte. Er stellte den Begriff der Partizipation als einen Schlüsselbegriff heraus und betonte seine Bedeutung für die Demokratisierung von Museen. Die digitale Transformation brächte vielfältige neue partizipative Formate hervor, beispielsweise im Bereich VR (Virtual Reality) und AR (Augmented Reality). Im Zentrum des Vortrags standen Überlegungen zu Grenzen und Potenzialen der Rolle von Ethnograph:innen innerhalb der Gestaltungsprozesse. Wesentlich sei hier die Fähigkeit von Ethnograph:innen, sich schnell vertraut zu machen, sowie ihre Funktion als Übersetzende und Vermittelnde an der Schnittstelle von technischer Entwicklung und musealem Bildungsauftrag. – *Julia Pfeiffer* (Chemnitz) befasste sich in ihrem darauffolgenden Vortrag mit der

Frage, wie das ‚neue‘ Museum ein erweitertes Besuchserlebnis möglich macht. Sie befasste sich ebenfalls mit Prozessen der digitalen Transformationen sowie mit Herausforderungen und Möglichkeiten, die in dem Zusammenhang auf das Museum als ‚erweitertem Lernort‘ zukommen. Pfeiffer setzte ‚Hybridität‘ in diesem Zusammenhang als einen zentralen Begriff, der durch digitale Werkzeuge die greifbare Welt der Realität und die immaterielle Welt der Virtualität zusammenbringe.

Nach einer Pause schloss *Dr. Kathleen Heft* (Berlin) den ersten Tag der 18. DGEKW-Doktorand:innentagung mit dem Workshop ‚Open Access Publizieren‘ ab. Die Teilnehmenden beschäftigten sich mit den Grundlagen des Open-Access-Publizierens. In der ersten Hälfte des Workshops gab Heft detaillierten Input zu Wegen des Open-Access-Publizierens, Rechtsgrundlagen und Verlagsverträgen sowie Creative-Commons-Lizenzen und gewährte zudem Einblicke in fachspezifische Diskussionen und Empfehlungen zu weiterführenden Informationen. In der zweiten Hälfte gab es Raum, um in Gruppen spezifische Szenarien des Open-Access-Publizierens zu diskutieren. – Beim gemeinsamen Abendessen und Ausklang des ersten Tages der Doktorand:innentagung wurden in ungezwungener Atmosphäre Diskussionsthemen wieder aufgegriffen, Überlegungen und Erfahrungen ausgetauscht und weiterführende Ideen entwickelt.

Den folgenden Tag eröffnete *Dr. Oliwia Murawska* (Innsbruck) mit ihrer Keynote ‚Es gibt nur ein perspektivisches Erkennen. Überlegungen zur Vielstimmigkeit in der Empirischen Kulturwissenschaft‘. Sie näherte sich in ihrem Vortrag dem Konnex von Perspektivismus und der Vielstimmigkeit innerhalb der Empirischen Kulturwissenschaft an über die institutionelle Ebene, die Theoriebildung sowie die empirische Anwendung posthumanistischer Theorien in der EKW. Ausgehend von diversen möglichen Verortungen innerhalb der Disziplin und der Vielstimmigkeit und Multiperspektivität als Charakteristika des Faches ging sie von der These aus, dass es nur ein perspektivisches Erkennen geben könne. Zunächst berichtete Murawska, wie über die Interdisziplinarität als methodischem Multiperspektivismus eine kritische Bestandsaufnahme des Posthumanismus in der AG SoCuM möglich wurde. Anschließend gab sie einen Überblick über die Theoriebildung im Posthumanismus als einem heterogenen Ensemble verschiedener Forschungsansätze. Sie betonte, dass in der ethnographischen Feldforschung ein Perspektivenwechsel sowie die Verschiebung des Gesichtspunktes von menschlichen auf nichtmenschliche Entitäten möglich werde. Anhand von zwei Beispielen aus der Feldforschung in der Südkaschubei – dem ‚gestimmten Sand‘ und dem ‚rufenden See‘ – machte Murawska einen posthumanistisch orientierten sinnes- und stimmungszentrierten Forschungsansatz anschaulich und verdeutlichte, dass hybride Welten hybride Genres erforderten.

Im Anschluss deutete *Melanie Haberl* (Wien) in ihrem Vortrag Interdisziplinarität als ‚konjunkturstarke Label‘ insbesondere in Bezug auf die institutionelle Ebene und universitäre Alltage. Exemplarisch anhand der Bände ‚Abschied vom Volksleben‘ so-

wie dem ‚Dossier zur Umbenennung der *dgv*‘ beschrieb sie die Auseinandersetzung mit der eigenen Disziplin und öffnete davon ausgehend den Diskussionsraum für Erfahrungen in interdisziplinären Kontexten. Theoretischer Ausgangspunkt der Diskussion waren für Haberl die Konzepte der Emotionspraktiken (Scheer), feeling rules (Hochschild) sowie der Emotional Communities (Rosenwein). Für den Erfahrungsaustausch formulierte Haberl davon ausgehend eine Reihe von Fragen, die auf Gefühle der Zugehörigkeit und des Verstanden-Seins sowie verbindende und trennende Erfahrungsdimensionen von Empirischen Kulturwissenschaftler:innen in wissenschaftlichen Alltags abzielten. – *Alexandra Regiert* (Regensburg) stellte in dem darauffolgenden Vortrag ihr Dissertationsprojekt vor. Regiert fokussierte auf eine geschlechter-, generationen- und schichtübergreifende Analyse von Ungleichheiten und arbeitete auf Basis von 25 biografisch-narrativen Interviews Transformationsprozesse in heterosexuellen Ehen und Paarbeziehungen sowie Divergenzen zwischen Normen, Moralvorstellungen, Idealen und Alltagspraxen heraus. – Ein letzter Beitrag vor der Abschlussdiskussion kam von *Felizitas Juen* (Zürich) zum Thema: ‚Interdisziplinarität: Oberflächlicher Trend oder Antwort auf komplexe Realitäten?‘. Nach einem Austausch in Kleingruppen auf Basis von Gesprächsimpulsen folgte eine Fishbowl-Diskussion, die durch vier fortlaufend wechselnde Diskussionsteilnehmer gestaltet wurde. Vielfältige Punkte fanden Eingang in die Diskussion. Darunter wurden arbeitspraktische Themen wie die Qualität des Austausches in interdisziplinären Settings genannt, das Entstehen von zusätzlicher Arbeit, die Problematisierungen von Machtstrukturen und Verteilungslogiken oder die ohnehin interdisziplinär angelegten Tätigkeitsfelder spezifischer Jobs. Weitere Punkte fielen in den Bereich der Wissenschaftspraxis. Betont wurde, dass das Leben selbst und auch die Wissenschaft interdisziplinär wären und Disziplinengrenzen künstlich seien – es könne immer nur eine Perspektive gewählt werden. Diese sei ebenso wie die Methode am Forschungsgegenstand auszurichten.

Die 18. DGEKW-Doktorand:innentagung 2024 endete mit einer Abschlussdiskussion, die Gelegenheit bot, die wichtigsten Erkenntnisse und Themen der Veranstaltung zusammenzufassen und das weitere Vorgehen zu besprechen. Für interessierte Teilnehmer:innen bestand im Anschluss die Möglichkeit, an einer Führung durch die Sonderausstellung ‚Hexenwahn – Glaube. Macht. Angst.‘ im *Museum im Zeughaus* teilzunehmen.

Die 18. DGEKW-Doktorand:nnentagung bot eine wertvolle Gelegenheit zum inhaltlichen Austausch und zur intensiven Diskussion über die Interdisziplinarität in den jeweils eigenen Projekten und Forschungserfahrungen. Im Zentrum standen Fragen danach, was Interdisziplinarität ausmacht, wie sie unsere Forschung bereichert und vor welche Herausforderungen sie uns stellt. In den Beiträgen fanden sich unterschiedliche Antworten auf diese Fragen und jeweils verschiedene Zugänge hierzu wieder. Überlegungen zu Interdisziplinarität kamen zum Vorschein in begrifflichen Sondierungen, auf Ebene des Forschungsgegenstandes und der beforschten

Akteur:innen, in Bezug zu theoretischen Verortungen innerhalb des Posthumanismus und der Emotionsforschung, in Zusammenhang mit der Berufspraxis von Kulturwissenschaftler:innen und Auseinandersetzungen mit partizipativen und hybriden Vermittlungsstrategien im Museum sowie in dialogischen Formaten zum Erfahrungsaustausch untereinander. Neben regen Diskussionen im Anschluss an die jeweiligen Beiträge wurde auch in den Pausen bei Snacks und Getränken die Zeit genutzt, um sich informell weiter auszutauschen. Abschließend ist positiv hervorzuheben, dass die Atmosphäre durchweg geprägt war von Offenheit, Neugier und Interesse und damit ein gewinnbringendes Miteinander im Rahmen der zweitägigen Tagung möglich werden konnte.

Laura Brammsen, Nicolas Dittgen, Kyra Hardt
<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.14>

Im|Materielles kulturelles Erbe als Praxis. Rekonstruktionen und Reinszenierungen in Mittel- und Osteuropa

Tagung der Fachkommission Empirische Kulturwissenschaft im Herder-Forschungsrat und der Kommission Kulturelle Kontexte des östlichen Europa in der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft, Bayerische Akademie der Wissenschaften, München, 25./26. Juli 2024

Die durch den Herder-Forschungsrat und den Schroubek Fonds geförderte Tagung fand in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München statt und widmete sich umfassend der Bedeutung von materiellem und immateriellem Kulturerbe in Mittel- und Osteuropa. Dabei standen, wie *Daniel Drascek* (Regensburg/München) und *Marketa Spiritova* (München) in ihren Eröffnungsreden darlegten, die im kulturwissenschaftlichen, europäisch-ethnologischen Diskurs um kulturelles Erbe verhandelten Praktiken der „Heritagization“ bzw. „Kulturerbeisierung“, die auf den prozesshaften, dynamischen und praxisorientierten Charakter von Kulturerbe verweisen, im Mittelpunkt. Mit Beispielen aus Deutschland und dem östlichen Europa wurden unter Rückgriff auf (nicht unproblematische und dementsprechend kritisch diskutierte) Begriffe wie Tradition, Identität und Authentizität die Herstellungs-, Aneignungs- und Vermittlungsprozesse diskutiert. Die Beiträge zeigten dabei die große Bedeutung immateriellen wie materiellen kulturellen Erbes für Prozesse des *doing region* (in Deutschland) bzw. *doing nation* (in Südosteuropa) auf.

Die Vorträge wurden mit der Keynote „Zukunft: Kulturerbe“ von *Helmut Groschwitz* (Berlin/München) eingeleitet. Bezugnehmend auf die Critical Heritage Studies, die für einen Perspektivenwechsel von einem vergangenheitsgerichteten Verständnis von Kulturerbe hin zu einer zukunftsorientierten Planung von

Kulturerbe plädieren, warf Groschwitz folgende Fragen auf: Wie kann Kulturerbe für die Zukunft und wie die Zukunft durch kulturelles Erbe gesichert werden? Zur Verdeutlichung der Aktualität und Relevanz zukünftiger Erhaltungsformen griff Groschwitz das Beispiel der Bedrohung kulturellen Erbes in Kriegsgebieten, etwa der Ukraine, sowie die Auswirkungen des Klimawandels auf Bausubstanzen auf. Letzteres zeige sich beispielsweise darin, dass Denkmalschutzgesetze klimafreundliche und Umbau-notwendige Instanzen verbieten oder dass aufgrund des Klimawandels kulturelles Erbe in Küstennähe vom steigenden Meeresspiegel bedroht werde (beispielsweise Venedig). Kulturerbe müsse also als eine Form der Aushandlung von gesellschaftlichen und politischen Werten verstanden werden. Hier bestehe freilich die Gefahr der Instrumentalisierung, besonders auch von der politischen Rechten. Eine sinnvolle Zukunftsperspektive werde zudem erschwert durch das Nebeneinander von unterschiedlichen Zeitvorstellungen in Bezug auf die Konstruktion und den Erhalt von Kulturerbe. Drei Zeitkonzeptionen, die lineare, die zyklische und die teleologische Zeitvorstellung überlagern sich und konkurrieren miteinander. So gestalten zum Beispiel immaterielle kulturelle Ausdrucksformen wie Feste und Bräuche den zyklischen Jahreskalender, während das lineare Konzept dem gegenüberstehe, ein Konzept, das von kapitalistischem Wirtschaftswachstum und linearer Kapitalvergrößerung geprägt ist.

Passend zu Groschwitz' theoretischen Überlegungen eröffnete *Cornelia Eisler* (Oldenburg) das erste Panel zu „Kulturerbe in Sammlungen und Museen“ mit einem Vortrag über die Potenziale und Herausforderungen von Digitalisierung von Kulturerbe. Einerseits könnten durch digitale Sammlungen komplexe historische Zusammenhänge, wie sie insbesondere im Zusammenhang der mittel- und osteuropäischen Geschichte schwer zu erfassen sind, in ihrer Differenziertheit (digitalen) Raum finden und dabei einen transnationalen, zugangsfreien und überzeitlichen Zugang gewähren. Gleichzeitig stehen digitale Bestände zum einen vor dem Problem der Fragilität digitaler Infrastrukturen in Bezug auf ihre langfristige Nachhaltigkeit. Zum anderen könnten durch die Digitalisierung, etwa von Zeitungen, wie Eisler am Beispiel von „DiFMÖE“ (Digitales Forum Mittel- und Osteuropa) darlegte, bestimmte Informationen und Eigenschaften, die das Original enthält, im Scan verloren gehen („Selektion der Selektion“). Damit würden digitale Sammlungsbestände das Risiko bergen, dass durch sie dominante Narrative und bestehende Machtstrukturen verstärkt werden könnten. – Im zweiten Vortrag thematisierte *Kirsti Jõesalu* (Tartu) Repräsentationen der sowjetischen Ära in baltischen Museen, wobei sie das Estonian Open-Air Museum als Beispiel heranzog. Sie untersuchte, wie sich die Erinnerungsdiskurse im Laufe der Zeit verändert haben, insbesondere in Bezug auf die Darstellung des kommunistischen Erbes als „gelebte Erfahrung“. Diese neuen Ansätze stehen im Gegensatz zu den ausschließlich anti-kommunistischen Narrativen der 1990er- und 2000er-Jahre und betonen eine zunehmend diversifizierte Geschichts-

schreibung. – Das erste Panel beschloss *Angela Ilić* (München) mit einem Vortrag zum immateriellen Kulturerbe Südosteuropas am Beispiel des umfangreichen Fotoarchivs am Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas der LMU, das eine Vielzahl historischer Fotografien deutscher und deutschsprachiger Minderheiten im Donau-Karpaten-Raum besitzt. Ilić betonte die Bedeutung der Provenienzforschung sowie die Rolle der Digitalisierung bei der Erhaltung und Vermittlung dieses einzigartigen visuellen Erbes, das sowohl materielle als auch immaterielle Aspekte der Kultur bewahrt. Am Beispiel der Fotografien von Hugo Grothe, der insbesondere Menschen, Bauten und Landschaften fotografierte, untersuchte sie u. a. die deutschen Minderheiten in der Slowakei 1934 und seine Aufnahmen in Albanien und Montenegro. Die Frage nach dem kolonialen Blick der Fotografien stand ebenso zur Diskussion wie eine unter Umständen problematische Provenienz der Fotografien (erfolgte die Abgabe freiwillig oder unter Druck? Handelte es sich um Raubkunst?). Ilićs Vortrag zeigte anschaulich, dass historische Fotos selbst materielles Kulturerbe sind und gleichzeitig materielles und immaterielles Kulturerbe auf Papier konservieren.

Im zweiten Panel „Kulturerbe und Gedächtnisräume“ lag der Fokus auf der Diskussion im materiellen Kulturerbes und dessen Bedeutung für nationale und regionale Identitäten. *Daniel Habit* (München) präsentierte seine Forschungen über die Re-Sakralisierung in Bukarest. Religiöses kulturelles Erbe wird hier durch sakrale Architekturen, religiöse Praktiken und Symbole im öffentlichen Raum aktiv von Staat und Kirche (re-)produziert. Die Wiederbelebung rumänischer Kirchen und religiöser Bruderschaften, die Umbenennung von Straßennamen nach religiösen Persönlichkeiten, die Sakralisierung von Räumen und nicht zuletzt der Bau der „Nationalkathedrale“ scheint eine postsozialistische Bewegung „von unten“ zu sein. Dies sei aber vielmehr eine Instrumentalisierung der Kirche zum Zwecke der Stabilisierung der Machtverhältnisse zwischen Staat und Kirche. Der Bau der „Nationalkathedrale“ in der rumänischen Hauptstadt, einem Kirchenkomplex der Superlative, wird staatlich subventioniert und soll die größte orthodoxe Kirche der Welt werden. Gleichzeitig ruft der Bau gesellschaftlichen Protest hervor und fördere eine Spaltung zwischen den Generationen sowie zwischen Stadt und Land. – Der anschließende Vortrag von *Tobias Weger* (München) fokussierte auf die Reinterpretation von Sakralbauten in der Dobrudscha und zeigte auf, wie Migration und demografische Veränderungen den Umgang mit dem religiösen Erbe beeinflussten. Dabei wurde deutlich, dass viele bulgarische Kirchen heute nicht mehr als original bulgarische anerkannt würden. – Der dritte Vortrag von *Sebastian Gietl* (Regensburg) musste krankheitsbedingt leider ausfallen.

Der zweite Tag startete mit dem Panel „Kulturerbe und (Re-)Traditionalisierung“. *Ana Luleva* (Sofia) sprach über die Retraditionalisierung im postsozialistischen Bulgarien. Anhand ihres empirischen Materials zeigte sie auf, dass die Revitalisierung von Volkstraditionen zunehmend zur Legitimation von Gemeinschaften

in Zeiten von Unsicherheit herangezogen wird. Die wiederauflebende Ausübung von traditionellem Handeln (z. B. Tracht, „Ethnohochzeiten“) ging in Bulgarien mit einem Rückbezug auf das Nationale einher. Diese Revitalisierung des kulturellen Erbes berge jedoch auch ein Konfliktpotenzial: Einerseits demonstriere es nationale Verbundenheit und trage zur Konstruktion einer kollektiven Identität bei. Andererseits führe dieser ethnokulturelle Nationalismus zu Protesten gegen traditionelle Familienbilder und Geschlechtervorstellungen in der Gesellschaft. Anhand dieses Beispiels wurde der relationale Charakter von Tradition besonders deutlich: Traditionen können inklusiv wie exklusiv sein, Lösungs-, aber auch Konfliktpotenzial bergen, von der Gesellschaft ausgeführt und vom Staat instrumentalisiert werden. – Im anschließenden Vortrag von *Theresa Jacobs* und *Ines Keller* (beide Bautzen) ging es um die Bedeutung von Traditionen und kollektiver Identität bei der sorbischen Minderheit in der Lausitz. Eine wichtige Rolle spielte in der DDR hierbei das Haus für sorbische Volkskunst, das 1994 geschlossen wurde. Heute versuchen Angehörige der sorbischen Minderheit „ihre“ Traditionen wiederzubeleben, wie *Jacobs* und *Keller* am Beispiel des Wettbewerbs um das am schönsten bemalte Osterei zeigten.

Im Panel „Kulturerbe und Erinnerungspraxis“ stellte *Carlotta Stimpfle* (München) ihre und *Michelle Orths* (München) Forschungen zu Kulturräumen in Bayern und Sachsen vor. In ihrem Vortrag legte *Stimpfle* den Fokus auf das kulturelle Erbe der Egerländer in Oberfranken und in der Oberpfalz sowie auf die Herausforderungen bei der Vermittlung an jüngere Generationen. Aufgrund der Auflösung bzw. dem Schwund von Jugendgruppen falle die Aushandlung des egerländischen Erbes fast vollends in den Aufgabenbereich des Egerland Museums in Marktredwitz. Gleichzeitig treten heute die grenzübergreifende Zusammenarbeit, etwa durch Projekte der Euregio Egrensis, des Fichtelgebirgsmuseums und der Radregion Bayern-Böhmen, in den Vordergrund. – Das „verlorene“ deutsche Erbe in der tschechischen Stadt Brünn war Thema von *Jana Nosková*s (Brünn) Beitrag zu künstlerischen, aktivistischen und touristischen Praktiken der Verhandlung des deutschen Erbes. Am Beispiel des Deutschen Hauses und des Festivals Meeting Brno zeigte *Nosková* auf, wie sich Brünnener Aktivist:innen und Bürgerinitiativen um ein dialogisches Erinnern bemühen und das deutsche Erbe wieder ins öffentliche Bewusstsein rücken. Brno gelte in diesem Prozess zwar als Vorreiter, doch bleibe das deutsche Erbe bis heute umstritten. – Der Vortrag von *Manuel Trummer* (Regensburg) zum „Gedenken an den Armenozid“ musste krankheitsbedingt leider ausfallen.

Das letzte Panel der Tagung „Kulturerbe und Inwertsetzung“ stellte drei Dissertations- bzw. Postdoc-Projekte zum immateriellen kulturellen Erbe in Süddeutschland und Österreich vor. Anhand ihrer ethnografischen Forschungen zeigten *Franziska Mair* (Regensburg), *Rebecca Koller* (Regensburg) und *Vivienne Marquart* (Salzburg) auf, wie Kulturerbe in touristische und regionale Entwicklungsprojekte eingebunden wird. *Mair* verdeutlichte dies am Beispiel des LEADER-Regionalentwick-

lungsprojekts zur Konstituierung des jüdischen Erbes in Franken, welches insbesondere auf die Umnutzung von Synagogen oder einen touristischen Umgang mit verwaisten jüdischen Friedhöfen abzielt. LEADER fungiere dabei als Katalysator für Kulturerbe-Prozesse, indem wissenschaftliche Datenbanken erstellt und vernetzende und öffentlichkeitswirksame Broschüren und Exkursionen entstehen. Gleichzeitig kann die Inwertsetzung des jüdischen kulturellen Erbes als Paradebeispiel für die in den Critical Heritage Studies beleuchteten Problematiken mit jüdischem Kulturerbe gelten. So instrumentaliere hier eine nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft jüdisches Erbe zur Bekämpfung von Antisemitismus, während jüdische Communities nicht eingebunden sind. – Ein weiteres Problem stelle der ausschließliche Fokus auf die Zeit vor dem Nationalsozialismus dar. Im zweiten Vortrag des Panels präsentierte Rebecca Koller ihre Forschungen zur Konstruktion immateriellen kulturellen Erbes und seiner wirtschaftlichen Verwertung am Beispiel der Glaskunst in der Industrieregion Lauscha in Thüringen. – Den Abschluss machte Vivienne Marquart über das Heilwissen der Pinzgauerinnen, seit 2010 immaterielles kulturelles Erbe in Österreich, und die damit verbundenen Praktiken der Mythologisierung und Vermarktung, aber auch des Empowerments der Akteurinnen.

In seinem Schlusskommentar fasste *Tobias Weger* (München) die zentralen Ergebnisse und Fragen der Tagung zusammen – etwa die nach der zeitlichen Dimension und den Auswirkungen der unterschiedlichen Zeitkonzepte auf kulturelles Erbe, nach der Notwendigkeit, die Zukunft mitzudenken, nach den unterschiedlichen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhängen, in die Traditionen eingebunden sind und die Praktiken der Erhaltung und Vermittlung beeinflussen.

Die krankheitsbedingten Ausfälle schmälerten den Erkenntnisgewinn der von Marketa Spiritova und Tobias Weger organisierten Tagung keinesfalls, vielmehr konnte im Anschluss an die Vorträge intensiv diskutiert und über die komplexen Aushandlungsprozesse und -praktiken gemeinsam weitergedacht werden. Schließlich mussten die Teilnehmenden selbst ihre Rolle in den Prozessen der „Kulturerbeisierung“ kritisch hinterfragen, sind sie durch ihre Forschungen und/oder in beratender Funktion nicht zuletzt selbst aktiv Gestaltende von immateriellem kulturellen Erbe. Insgesamt machten die durchweg fundierten Beiträge deutlich, dass Kulturerbe nicht nur ein Überrest der Vergangenheit ist, sondern maßgeblich zur lokalen, regionalen und/oder nationalen Identitätsbildung und Entwicklung beiträgt. Die interdisziplinären Ansätze in den einzelnen Vorträgen zeigten zudem, dass die Praktiken wie Musealisierung, Digitalisierung, Sakralisierung oder Touristifizierung und Inwertsetzung immer auch Fragen nach Machtstrukturen, Tradition und Zukunft aufwerfen.

Marlene Käding, Fabian Schaar

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.15>

Digitale Methoden und Daten in Ethnografie und qualitativer Forschung

9. Arbeitstagung der Kommission Digitale Anthropologie der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft, Universität Vechta, 16.–18. September 2024

Die kleine Campusuniversität Vechta (Niedersachsen) ist tief im Oldenburger Münsterland verankert. Digitalisierung von Lehre, Forschung und Datenmanagement durch Vernetzung und Kooperation hätten hier hohe Priorität, so die Vizepräsidentin Corinna Onnen in ihrer Begrüßungsrede. Mit der 2022 angestoßenen Verschränkung von Empirischer Kulturwissenschaft (EKW) und Digital Humanities (DH) sei der Universität ein neuer Wurf gelungen. Lina Franken und das Tagungsteam hätten eine hochaktuelle Tagung organisiert – einen „Rohdiamant“ –, die verspreche, einen Überblick über den *state of the art* digitaler Methoden zu verschaffen.

Lina Franken (Vechta) freute sich in ihrem Grußwort, dass diese Thematik in Vechta und bei der breiteren Fachöffentlichkeit großen Anklang findet, was sich auch in den fast einhundert Anmeldungen zur Tagung zeige. Sabina Mollenhauer (Vechta) fragte im Anschluss nach den Wechselwirkungen zwischen EKW, DH, Computational Social Sciences und Data Science. Es sei höchste Zeit, in diesem Gefüge über digitale ethnografische Daten und Methoden zu sprechen.

Die Tagung begann mit einem *World Café*. Isabella Kölz (Vechta) moderierte die Bewegung in Kleingruppen im Raum zu insgesamt 15 Pinnwänden als raumumfassende Installation mit analoger Kommentarfunktion. Dieses interaktive Vorgehen wiederholte sich im Zwischenfazit zum Ende des zweiten Tagungstages sowie in der Abschlussdiskussion. Fragen, Perspektiven und Kommentare wurden re-kommentiert, umsortiert, erweitert, ergänzt, bis sich die wichtigsten Themen herauskristallisierten.

Das erste Panel befasste sich mit Forschungsinfrastrukturen und ihrer aktiven Mitgestaltung. Romy Köhler (Bonn) stellte die Aushandlungen zum Metadatenmodell des CCC-Portals (Collections from Colonial Contexts) der Deutschen Digitalen Bibliothek für Sammlungen aus kolonialen Kontexten vor. – Michaela Rizzolli (Bremen) sprach aus der Schnittstelle von Fachinformationsdienst (FID) und dem Forschungsdatenzentrum *Qualiservice* über die Repräsentation der Vielgestaltlichkeit und Sensitivität qualitativer Datenkorpora in Repositorien. – Sabine Imeri (Berlin) schloss mit einem Rückgriff in die etablierten Facharchive ab und betonte die Notwendigkeit eines stärkeren Wissenstransfers mit FID, *Qualiservice* und den Konsortien der Nationalen Forschungsdateninfrastruktur (NFDI).

Am Montagnachmittag zog die Tagungsgesellschaft für zwei Workshops ins Medienkompetenzzentrum der Universität. Der erste Workshop, geleitet von Anne Dippel, Sarah Thanner (beide Jena) und Kathleen Heft (Berlin), beleuchtete Publikationspraxen im Zuge des Medienwandels von Print zu PDF. Die „Berliner Erklärung

über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen“ (2003) werfe technisch, organisatorisch wie juristisch komplexe Fragen auf und mache ethische Dimensionen sichtbar, die im DFG-Projekt *EthnOA* aufgenommen werden. Gerade in Hinblick auf Forschungsdaten müsse die Privatsphäre durch eine Lizenzierung von Urheber- und Nutzungsrechten geschützt werden. Den Impulsen folgten rege Gruppendiskussionen zu Problematiken, Chancen und Zukunftsszenarien des OA-Publizierens. – Parallel fand ein zweiter Workshop über KI in der Hochschullehre statt, geleitet von *Franco Rau, Benjamin Möbus, Kira Baresel, Lars Gerber* und *Annekatrin Bock* (alle Vechta). Gefragt wurde nach neuen Möglichkeiten und Rahmenbedingungen, nach umsetzbaren Materialien und Szenarien und danach, wie sich Lehre und Lernen in der qualitativen Forschung durch KI verändern. Durch den Blick auf einen prototypischen Forschungsprozess wurde etwa aufgezeigt, wie KI als Instrument der Datenerhebung, als potenzielle Betrachtungsinstanz oder für wissenschaftliche Analyse und Schreibprozesse Anschluss finden kann.

Die erste Keynote *New Data Politics: Ethnografische Forschung mit/zu digitalen Methoden* von *Katharina Kinder-Kurlanda* (Klagenfurt) am Dienstagmorgen setzte die Kursrichtung für den weiteren Verlauf der Tagung: Wie kann die EKW die Digitalisierung von Forschungsprozessen aktiv und kritisch gestalten? Klassische Ideen wie die Dichte Beschreibung nach Geertz (1973) und die Reflexion des eigenen Standpunktes nach Clifford & Marcus (1986) seien erprobte Werkzeuge, um die Multiplizität von Datenassemblages zu erforschen, und so in den letzten Jahren Anlass für eine starke kritische Stimme der EKW im Umgang mit digitalen Daten gewesen. Kinder-Kurlanda appelliert aber, es reiche nicht, sich auf diese wichtige Position der kritischen Seitenlinie zurückzuziehen. Für einen partikularen Blick aus der Nähe müsse sich ethnografische Forschung „die Hände schmutzig machen“ und aktiv an technischen Realisierungen mitentwickeln – sich nach Latour (2005) in *Critical Proximity* üben.

Die anschließende Session *Social Media Forschung mit digitalen Methoden* wurde von der Universität Tübingen bespielt. Im ersten Vortrag stellten *Ann-Marie Wohlfarth* und *Christoph Bareither* ihre Forschung zu digitalen Bilderfeeds vor. Auf Basis von ethnografisch situierten Datensätzen haben sie einen Classifier entwickelt, der nachvollziehen kann, wie dominant ein Instagram-Feed Schönheitsideale reproduziert. – Im Anschluss berichtete *Maribel Graf* über Digitale Gefühlstagebücher als Methode ihrer Forschung zu polyamor fühlenden und lebenden Menschen. Messengerdienste eigneten sich besonders für schwer zugängliche, sensible oder private Forschungskontexte.

Die zweigeteilte Session *Mit Daten über Daten forschen* bestand aus sechs Praxisberichten. *Sabina Mollenhauer* (Vechta) erläuterte ihre paraethnografische Forschung, die methodische Synergieeffekte zwischen Grounded Theory in der EKW und dem informatischen Ideal zyklischer Softwareentwicklung erprobt. – *Philipp Bayer-*

schmidt (Hagen) sprach über Topic Modelling für die Erzählforschungsplattform *Oral History Digital*, um die vielschichtigen Daten automatisiert zu erschließen und für Korpusfremde leichter nutzbar zu machen. – *Egon Stemle, Verena Platzgummer* und *Elias Telser* (alle Eurac Research, Bozen) erläuterten Vor- und Nachteile der offenen Publikation von ethnografischen Projekten. – *Nurhak Polat* (Bremen) eröffnete die politische Dimension der ‚Counter Data Science‘: Sie kollaboriert mit Dateninitiativen in der Türkei, die proaktive Datenarbeit als demokratische Interpretationsrahmen gegen verzerrte öffentliche Narrative einsetzen. – *Sarah-Mai Dang* (Marburg) sprach aus Perspektive der historischen feministischen Filmforschung über ihre Analyse von personenbezogenen Metadaten als ‚Indexikale Regime‘. – *Nils Egger* (Stuttgart) zeigte abschließend die Assemblage von Open-Data-Quellen, privatwirtschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Akteur:innen auf, in der er als Forscher arbeiten muss, um die Rolle von Daten in partizipativer ‚Transition Governance‘ verstehen zu können.

Am Dienstagnachmittag fand das Panel *Digitales Feldnotieren* von *Katrin Amelang* (Bremen), *Dennis Eckhardt* (Nürnberg), *Ruth Dorothea Eggel* (Bonn), *Victoria Huszka* (Bonn), *Roman Tischberger* (Augsburg) und *Libuše Hannah Vepřek* (Tübingen) statt. In Anlehnung an Eckhardts Konzeption von „Ethnografischem Feldnotieren“ (2023) blickten die Panellist:innen in kurzen Impulsen auf vier Dimensionen des Feldnotierens: Praktiken des (1) Schreibens, (2) Annotierens, (3) Lokalisierens und (4) auf das Material. Panel und Publikum diskutierten etablierte ethnografische Methodologie und neue Felddatentypen wie Log-Dateien und Debug-Protokolle. Kritische Quellenanalyse und fragengeleitete Verweisstrukturen angesichts der überfordernden Felddatenmengen können und müssen auch in hybridem Feldnotieren Teil der Forschungspraxis sein, so ein Fazit der Runde.

Die Session *Digitalität und Raum* begann mit dem Beitrag von *Simone Egger* und *Leonie Müller* (beide Saarbrücken) über digitale und analoge Innenstadträume am Beispiel dreier Bahnhofsviertel. Nur unter Berücksichtigung der digitalen Darstellung von Stadträumen könne eine adäquate Erforschung von Wahrnehmungen und Handlungen im Analogen erfolgen. – Der Vortrag von *Franz Erhard* (Siegen) befasste sich mit digitaler Gemeindeforschung in der Lausitz. Analoges und digitales Gemeindegesehen durchdrängen sich gegenseitig und konstruierten einen hybriden Sozialsraum. – *Lukas Adrian Jurk* (Braunschweig) und *André Epp* (Cottbus) widmeten sich virtuellen Realitäten (VR) und mit ihnen hergestellter „situativer Authentizität“, die bei Interviewten immersives Erleben und detaillierte Erinnerung fördere.

Am Abend fand die Sitzung der DGEKW-Kommission für Digitale Anthropologie statt. Nach einem kurzen Rückblick auf den Zeitraum seit der letzten Kommissionsitzung auf dem 44. Kongress der DGEKW (2023 in Dortmund) wurde die Diskussion über die Publikationsbedarfe in der Kommission fortgeführt. *Dennis Eckhardt* und *Libuše Hannah Vepřek* wurden aus dem Sprecher:innen-Team verabschiedet. *Anne*

Dippel und *Sarah Thanner* wurden in ihrem Amt bestätigt, *Katrin Amelang* und *Ann-Marie Wohlfarth* neu hinzugewählt. Die nächste Tagung der Kommission wird im Jahr 2026 in Tübingen stattfinden.

In ihrer Keynote *Die Quadratur des hermeneutischen Kreises* befasste sich die Literaturwissenschaftlerin *Evelyn Gius* (Darmstadt) mit der Messbarkeit kulturwissenschaftlicher Forschungsgegenstände. Sie begann mit der „Quadratur des Kreises“, einem klassischen Problem der Geometrie, und fragte, ob es in der Hermeneutik auch Phänomene gäbe, die nicht vollständig erfassbar sind? Gius argumentierte, dass literaturwissenschaftliche Textanalysen keine streng formalisierten Schlussfolgerungssysteme nutzten, aber dennoch auf „prinzipielle intersubjektive Vermittelbarkeit eines *sensus communis*“ angewiesen seien. Analog zur Temperaturmessung – bei der nicht die Temperatur selbst, sondern die Quecksilberausdehnung gemessen werde – plädierte sie für geeignete Instrumente zur Erfassung hermeneutischer Forschungsgegenstände. Sie hob hervor, dass nicht die Gegenstände, sondern ihre Erfassung wissenschaftliche Felder definierten. Abschließend rief Gius dazu auf, digitale Forschungsworkflows mit Messverfahren und Instrumenten auch in den empirischen Kulturwissenschaften zu entwickeln.

Die zweiteilige Session *„Klassische“ Methoden neu gedacht* begann mit einem Vortrag von *Julia Thibaut* (Bayreuth) basierend auf empirischem Material zu Tandempartnerschaften mit Geflüchteten. Sie verglich dabei die Heterogenität empirischer Daten im Kontext ihrer Analyse durch Netzwerkforschung und Wissenssoziologie. – Anschließend stellte *Annika Becker* (Duisburg-Essen) ihre Forschung unter Crowdworker:innen mithilfe von Sprachnachrichten vor. Gerade flexible Arbeitskulturen entzögen sich klassischen ethnografischen Methoden. Voice Messaging ermögliche asynchrone Interviews und damit einen pragmatischen Zugang. – Teil zwei begann mit *Fabio Roman Lieder* (München) zum Thema der Hybridisierung von Forschung durch KI. Lieder beschrieb und zeigte neue Methoden der KI-basierten Interpretation qualitativer Daten und argumentierte dafür, die algorithmische Eigenart dieser neuen Hybridakteure ernst zu nehmen. – *Nicolas Dittgen* (Bremerhaven/Vechta) beschäftigte sich im Anschluss mit dem Ethnografieren digitaler Partizipation im musealen Bereich und zeigte, wie digitale Partizipation in Museen, etwa in Form von App-Nutzung, auch mit klassischen Methoden der EKW erforscht werden können. – Abschließend berichtete *Isabella Kölz* anhand ihrer Feldforschung an einer Hochschule über multimodale Forschungspraktiken im Sinne intensiver Kollaborationen mit Forschungspartner:innen zwischen, durch und mit Methoden aus Design und Anthropologie.

Zusammenfassend zeigte die Tagung in Vechta eindrucksvoll, wie Methoden und Perspektiven der EKW bereits viel Potenzial für digitale Ansätze bieten. Sie rief dazu auf, reflexiv, aber eng und konstruktiv mit Techniker:innen zusammenzuarbeiten. Quantitative Methoden als erster erschließender Zugang für große Daten-

mengen, die Verwendung von digital anfallenden Spuren als Sekundärdaten oder zeitversetzte Interviewpraktiken über Messengerdienste könnten sich als Teil eines zukünftigen Methodenrepertoires etablieren. Mit Blick auf die nächste Tagung 2026 in Tübingen, die einen stärkeren Fokus auf generative KI setzen wird, bleibt die Herausforderung, neue digitale Ansätze zu erkunden und einen verantwortungsvollen Umgang damit zu finden. Der Sammelband mit allen Tagungsbeiträgen wird zum Jahreswechsel 2025/26 erscheinen.

Edda Sofie Schwarzkopf, Lukas Griessl, Lucia Sunder-Plassmann
<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.16>